

(Nachdruck verboten.)

39)

Schilf und Schlamm.

Roman von Vicente Blasco Ibanez.

Es war sehr schwer, sie zu ertappen. Die Samaruca mußte Neletas Verschlagenheit anerkennen und geriet fast in Verzweiflung. Um Ratschereien zu vermeiden, hatte die Wirtin die Magd verabschiedet und sie durch ihre Tante ersetzt, eine willenlose, alte Person, die sich in alles fügte und vor dem leidenschaftlichen Geiste ihrer Nichte und dem Reichtum der Witwe eine gewisse Achtung hegte, in die sich auch ein gutes Teil Furcht mischte.

Der Vikar Don Miguel, dem man von dem geheimen Treiben der Samaruca erzählt hatte, stellte Tonet mehr als einmal, um ihn zu ermahnen, er solle doch den Skandal meiden. Warum er sich denn nicht verheiratete? Die Leute, die ihnen wegen des Testaments nachspürten, konnten sie eines Tages überraschen, und man würde von der Sache in dem ganzen Abuserabezirk schwätzen. Wenn Neleta auch einen Teil ihrer Erbschaft verlor, war es doch immer besser, ohne Heimlichkeiten und ohne Lüge nach den Gesetzen Gottes zu leben. Der Kubaner suchte die Ahjeln. Er wünschte die Heirat, aber an ihr war es, einen Entschluß zu fassen.

Neleta war die einzige Frau in Palmar, die trotz ihrer gewöhnlichen Sanftmut in stande war, dem schredlichen Vikar gegenüberzutreten; sie war entrüstet als sie seine Vorwürfe vernahm. Das waren ja alles Lügen. Sie lebte, ohne irgend jemand etwas zu Leide zu tun. Sie brauche keine Männer. Sie brauchte einen Diener in der Schenke und hatte Tonet genommen, der seit ihrer frühesten Kindheit ihr Kamerad war. . . . Konnte sie nicht beanspruchen, daß man ihr in einem Hause, wo es so viel zu tun gab, wie in ihrem, etwas mehr Vertrauen schenkte? Ach, sie wußte recht wohl, daß Ganze kam nur von den Verleumdungen der Samaruca, damit sie ihr die Reisfelder zum Geschenk machte, die ihr seliger Mann hinterlassen; die Hälfte eines Vermögens, an dessen Aufbau sie als ehrenwerte und arbeitsame Gattin mitgewirkt hatte. Doch sie konnte lange warten, die alte Heze, wenn sie auch nur auf so viel von der Erbschaft rechnete! Der Abuserasee würde kein ganzes Wasser verlieren, bevor dieses Wunder sich ereignete.

Das Gefühl des Geizes, das allen Landeuten eigen ist, enthüllte sich bei Neleta mit einer Heftigkeit, die der größten Gewalttaten fähig war. Es war in ihr der Instinkt der zahlreichen Fischergenerationen erwacht, die stets im Glend lebten und neidisch den Reichtum derer bewunderten, die Felder und Acker besaßen und den Wein an die Armen verkauften, um sich so langsam, aber sicher, des Geldes der ganzen Gegend zu bemächtigen. Sie erinnerte sich an ihr Hungerleben in der Kindheit, an die traurigen Tage, wo sie demütig, in der Hoffnung, Tonets Mutter würde Mitleid mit ihr haben, vor der Tür der Palomas erschien; sie dachte, welche Anstrengungen sie hatte machen müssen, um sich ihren Gatten zu erobern, und wie schwer es ihr geworden war, ihn während seiner endlosen Krankheit zu ertragen, und jetzt, da sie die reichste Frau von Palmar war, sollte sie auf Grund leerer Gewissensbisse ihr Vermögen mit Leuten teilen, die ihr nur stets zu schaden verjücht? Sie fühlte sich eher fähig, ein Verbrechen zu begehen, als ihren Feinden auch nur einen Heller zu überlassen. Wenn sie an die Möglichkeit dachte, die Samaruca könne einen Teil dieser schönen Reisfelder besitzen, die sie so sorgfältig bebaut, sah sie Blut und ihre Hände krampften sich mit derselben Wut, mit der sie ihrer Feindin in Ruqasa ins Gesicht gesprungen war.

Der Besitz des Vermögens hatte sie verwandelt. Gewiß liebte sie Tonet sehr, doch wenn sie zwischen ihm und ihrem Vermögen hätte wählen müssen, so hätte sie keinen Augenblick gezögert, den Geliebten zu opfern. Sie war Tonets Geliebte, sie würden sich früher oder später verheiraten, da ihr Leben für immer mit dem des Kubaners verflochten war, doch wenn sie durch ihn nur den kleinsten Teil ihrer Erbschaft verlieren würde, so wollte sie ihn nie mehr wiedersehen.

Darum nahm sie die schüchternen Vorschläge, die ihr Tonet eines Abends in der tiefen Stille des oberen Stockwerks der Schenke zuflüsterte, mit Entrüstung auf.

Dieses verlogene, heuchlerische Leben bedrückte den Kubaner; er wünschte, der berechtigte Herr der Schenke zu werden, er wollte mit seiner neuen Stellung vor aller Welt aus dem Schatten heraustreten und sich in den Augen der Leute wieder erheben, die ihn verachtet hatten. Wenn sie ihn liebte, warum heiratete sie ihn denn nicht?

Während Tonet diese Worte in der Dunkelheit des Schlafzimmers sprach, hörte man das Knistern der Matratzenblätter in der Matratze, das die ungeduldigen Bewegungen Neletas hervorbrachte. Ihre Stimme klang rau, wie es in den Augenblicken der Wut immer bei ihr der Fall war. . . . Also auch er?

Nein, mein Junge; sie wußte, was sie zu tun hatte und verlangte keine Ratschläge. Es ging ihnen ja ganz gut so. Fehlte ihm etwas? Berfügte er nicht über alles, als wenn er der Herr gewesen wäre? Warum den Turus, sich von Don Miguel segnen zu lassen, und die Hälfte des Vermögens nach der Zeremonie den schmutzigen Händen der Samaruca zu schenken? Lieber würde sie sich den Arm abschneiden, als sich ihre Erbschaft verstümmeln lassen.

Außerdem kannte sie die Welt; sie kam zuweilen aus der Gegend heraus, in die Stadt, wo die Herren ihre große Leichtigkeit im Ausdruck bewunderten; sie hatte erkennen müssen, daß das, was in Palmar als ein Vermögen erschien, außerhalb des Abuserasees höchstens ein vergoldetes Glend wäre. Es war nicht dazu geschaffen, stets zum Trinken einzuschleichen und mit Trunkenbolden zu leben; sie wollte ihre Tage in Valencia, in einer schönen Wohnung beschließen und dort wie eine vornehme Dame leben, die ihre Zinsen verzehrt. Sie würde das Geldausleihen besser verstehen als Camamel; sie würde es schon anzustellen wissen, daß ihr Vermögen mit unaufhörlicher Fruchtbarkeit sich vermehrte, und wenn sie wirklich reich war, dann würde sie sich vielleicht entschließen, mit der Samaruca zu verhandeln und ihr anbieten, was dann in ihren eigenen Augen nur einen elenden Bißchen bildete. Wenn es so weit war, konnte man von Heirat sprechen; wenn er sich bis dahin gut betrage und ihr ohne Widerrede gehorcht hatte. Aber jetzt, nein. Achtung, nur sich nicht übereilt verheiraten und nur ja keinem Geld geben. Ehe sie das tat, lieber wollte sie sich wie einem Schlei den Leib aufschließen lassen.

Sie sprach ihre Ansichten mit einer solchen Energie aus, daß Tonet nicht zu widersprechen wagte. Dieser Vursche, der allen in Dorfe durch seine Kraft zu imponieren behauptete, fühlte sich von Neleta beherrscht. Er hatte tatsächlich Furcht vor ihr, denn er war ihrer Zuneigung vielleicht nicht mehr so sicher, als er es zu Anfang geglaubt. Nicht daß Neleta seiner Liebe müde gewesen wäre. Sie liebte ihn, doch ihr Reichtum verlieh ihr eine große Ueberlegenheit über ihren Geliebten.

Vier Monate dieses fast ehelichen Lebens waren verfloßen, ohne daß ein anderes Hindernis aufgetaucht wäre, als die mit leichter Mühe vereitelte Wachsamkeit der Samaruca. Tonet konnte einen Augenblick glauben, seine ehelichen Wünsche würden in Erfüllung gehen. Da zeigte sich Neleta sorgemoll und nahm plötzlich eine ernste Miene an. Die wagerechte Falte zwischen ihren Brauen war das Zeichen peinlicher Gedanken. Unter dem unbedeutendsten Vorwande zankte sie Tonet aus; sie beschimpfte ihn, stieß ihn zurück, jammerte über ihre Liebe, verfluchte den Augenblick der Schwäche, wo sie ihm nachgegeben hatte, und warf sich plötzlich von neuem in seine Arme, als wäre der Kummer, unter dem sie litt, doch nicht mehr gutzumachen.

Schließlich, eines Nachts, enthüllte ihm Neleta unter wütendem Zähneknirschen ihr Geheimnis. Sie fühlte sich Mutter. Tonet war gleichzeitig zerschmettert und freudig erregt, während sie in ihrem Sejammer fortfuhr. Als der erste Augenblick der Ueberraschung vorüber war, fragte er sie mit schüchternen Miene, was sie unter solchen Umständen zu tun gedenke. Aus der zitternden Stimme ihres Geliebten erriet sie seine geheimen Gedanken und begann mit ironischer und spöttischer Miene, die ihn mit einem Schläge auf den Grund ihrer Seele sehen ließ, laut und höhnisch zu lachen. Er bildete sich also wirklich ein, daß sie sich deshalb verheiraten würde? Da kannte er sie schlecht. Er konnte sicher sein, daß sie sich eher umbringen würde, als ihren Feinden zu weichen.

Was ihr gehörte, gehörte ihr, und sie würde es zu verteidigen wissen. Diesmal würde sich Tonet noch nicht verheiraten, und übrigens gäbe es für alles Mittel auf der Welt.

Doch die Zeit verging und alle Mittel blieben wirkungslos. Neleta weinte vor Verzweiflung und klagte Tonet an, er wäre an ihrem Unglück schuld. Er allein war der Schuldige, durch ihn war ihre Zukunft aufs Spiel gesetzt. Mit wilder Wut haßte sie das Wesen, das sich jetzt in ihrem Schoße regte.

Auch Tonet haßte es, denn er sah in ihm eine Gefahr. Durch den ewigen Verkehr mit ihr war er ebenso feige geworden wie Neleta, und dachte nicht ohne Schreck an den Verlust eines Teiles dieser Erbschaft, die er schließlich als die seinige betrachtete.

Die Monate vergingen. Sie schminkte sich und gebrauchte alle Mittel ihrer billigen Parfümerie, um sich in der Schenke frisch, ruhig und schön zu zeigen, ohne daß jemand die Symptome ihres Zustandes auf ihrem Gesicht lesen konnte. Die Samaruca, die wie ein Hund um das Haus herum schnupperte, ahnte etwas Ungewöhnliches und warf forschende, scheue Blicke hinein, wenn sie an der Tür vorüberging. Die meisten Frauen begannen mit der Erfahrung ihres Geschlechtes zu erraten, wie es um die Wirtin stand.

Eine Atmosphäre des Argwohns und des Mißtrauens schien sich um Neleta zu bilden. Es wurde vor den Türen der Hütten viel getuschelt. Die Samaruca und ihre Verwandten stritten sich täglich mit den Frauen, die ihren Behauptungen keinen Glauben schenken wollten.

Neleta aber, die die Ursache des überaus starken Verkehrs in ihrer Schenke erriet, empfing die neugierigen Weiber, die sich jetzt jeden Augenblick an sie drängten, mit spöttischem Lächeln.

Doch diese unerschämte Heiterkeit, die Redheit, mit der sie die Neugierde der Weiber über sich ergehen ließ, schwand sofort, wenn die Nacht nach einem Tage qualvollen Zwanges hereinbrach. In den Momenten der Verzweiflung sprach sie davon, zu fliehen, die Schenke der Obhut der Tante zu überlassen und sich in einen Vorort der Stadt zu flüchten, bis diese entsetzliche Situation vorüber war. Doch bei längerem Nachdenken sah sie die Nutzlosigkeit dieses Versuches ein. Das Bild der Samaruca erschien vor ihren Augen. Fliehen hieß dem erst Gestalt geben, was bis jetzt nur unklarer Verdacht war. Wo hätte sie auch hingehen können, ohne von der wütenden Schwägerin Canamels verfolgt zu werden?

Außerdem näherte man sich dem Ende des Sommers. Zur Zeit der Reisernte erregte sie sicherlich durch ihre ungerechtfertigte Abwesenheit die Neugier aller, denn man kannte sie allgemein als eine Frau, die sorgfältig auf ihre Interessen bedacht war.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Leben der Bewohner des Bismarckarchipels.

Die wissenschaftliche Erforschung von Land und Leuten der Südsee-Inseln ist gegen die praktischen Bedürfnisse, die Forderungen des Kaufmannes und des Pflanzers leider bei weitem zurückgetreten. Erst in neuerer Zeit bemüht man sich auch nach der wissenschaftlichen Seite, über die weit zerstreuten Inseln in der Südsee die nötige Aufklärung herbeizuführen. In diesen Tagen ist nun R. Parkinson mit einem fast 900 Seiten umfassenden Werke an die Öffentlichkeit hervorgetreten, das Land und Leute, Sitten und Gebräuche in dem deutschen Bismarckarchipel und auf den deutschen Salomo-Inseln mit einer Gediegenheit und Gründlichkeit beherrscht, die wohl ihren Hauptgrund in den vielfachen Erfahrungen und Beobachtungen hat, die der Verfasser während seines 30jährigen Aufenthaltes in der Südsee sammeln konnte. Höchst interessant ist in dem Werke „Dreißig Jahre in der Südsee“ (Verlag Strecker u. Schröder, Stuttgart), was der Verfasser über die verschiedenen Einrichtungen und Lebensgewohnheiten der Bewohner sagt.

Im südlichen Neumeklenburg, wo wie auf der Gazellehalbinsel die Kaufleute üblich ist, herrscht stellenweise eine eigentümliche Sitte, die vielfach als Reißfabel angesehen worden ist, aber dennoch auf Wahrheit beruht, nämlich die zeitweilige Absperrung der jungen Mädchen vor der Verheiratung. Innerhalb einer dicht geschlossenen Hütte wird ein kleines Gelaß errichtet, hergestellt aus einigen leichten Stangen, bekleidet mit Kokosmatten. Hier hinein begibt sich das junge Mädchen und ist nun auf lange Zeit nur den Eltern sichtbar, die sie mit ausgesuchter Speise reichlich nähren und sie am Abend behufs Verrichtung der Notdurft ins Freie geleiten. Diese Klausur dauert nach Aussage der Eingeborenen 12 bis 20 Monate. Das junge Mädchen erreicht während dieser Zeit einen beträcht-

lichen Körperumfang, und die Haut bleicht stark ab, so daß man nach einer gründlichen Waschung eine etwas dunkel geratene Samoanerin vor sich zu sehen glaubt. Sowohl die plumpen Körperformen wie die Helle der Haut werden als besondere Schönheitsmerkmale angesehen. Eine derartig gemästete Schönheit ist Parkinson nur einmal zu Gesicht gekommen; sie war erst zwei Tage aus der Gefangenschaft entlassen und einer gründlichen Waschung unterworfen worden, die sehr wohl notwendig gewesen sein mag, da das Waschen während der Klausur für unnötig erachtet wird. Sie war anscheinend einer öffentlichen Ausstellung unterworfen, denn viel Volk sah bewundernd rings herum und auch unser Gewährsmann wurde eigens herbeigeholt, um seiner Bewunderung Ausdruck zu geben. Die Frau hatte in diesem Falle gut angeschlagen. Die Kleine, die etwa 14 Jahre alt sein konnte, war in Wirklichkeit „fett wie ein Schwein“, und die neben ihr sitzenden Weiber streichelten bewundernd die fetten Arme und Schenkel und tätschelten entzückt die dicken Wangen.

Im Süden von Neumeklenburg, ebenso auf der Gazellehalbinsel, finden wir den Kauf der Frauen durch die Familienältesten, die dann das gekaufte Mädchen an jüngere Stammesangehörige abgeben. In Neuhannover und in Nord-Neumeklenburg ist dieser Gebrauch zum Teil auch vorhanden, jedoch nicht in dem Maße wie im Süden. Die jungen Mädchen führen dort im ganzen ein weit freieres und ungebundeneres Leben, bis sie schließlich einen Gemahl erwählen. An sehr vielen Stellen ist es nicht der junge Mann, der die ersten Schritte macht, sondern das junge Mädchen, das durch Vermittlerinnen dem Betreffenden kundtun läßt, daß sie ihn durch ihre Wahl zu beglücken gedenke. Ist der Erwählte damit einverstanden, dann leben sie hinfort zusammen als Mann und Weib. Geschenke werden ausgetauscht und ein Festessen wird veranstaltet. Die Ehen werden aber ausschließlich zwischen zwei Individuen geschlossen, die verschiedene Totem- und Stammeszeichen haben. Ehen innerhalb einer Totemgruppe finden niemals statt, und geschlechtlicher Umgang zwischen Gliedern derselben Totemgruppe wird als Blutschande angesehen und mit dem Tode bestraft.

Von großer Stabilität ist die Ehe im Norden nicht. Die beiden Parteien können sich nach Belieben trennen, und die Frau geht dann zu ihrer Sippe zurück und mit ihr etwaige während der Ehe geborene Kinder. Auch Weibertausch kommt häufig vor, immer jedoch nur zwischen Mitgliedern einer und derselben Totemgruppe. Durch dies recht lockere Verhältnis leidet nun der Stamm und das Volk überhaupt in hohem Maße, denn die Weiber sehen Kinder als ein unbequemes Anhängsel an und gebrauchen die verschiedensten Mittel zur Abtreibung der Leibesfrucht. Polygamie ist überall erlaubt; nach dem Obengesagten ist es jedoch begreiflich, wenn sie nur in einzelnen Fällen zur Ausübung kommt. Die Geburt des ersten Kindes wird immer mit großen Schmausereien gefeiert. Eine eigentümliche Sitte ist, daß bei dieser Gelegenheit Scheinkämpfe zwischen Männern und Weibern stattfinden. Die ersteren bewaffnen sich mit kurzen, dabei aber recht verberben Stöcken, die letzteren ergreifen Steine, Erdschollen, harte Früchte und dergleichen, und beide Parteien gehen anscheinend erbittert auf einander los. Nach einem kurzen Kampf, wobei es recht tüchtige Siege sehen kann, trennt man sich unter Lachen und necken und setzt sich befriedigt zum Mahl. Bei allen Festlichkeiten auf Neumeklenburg darf das Schwein nicht fehlen. Je größer die Anzahl der Schweine und je größer die Exemplare, desto mehr Ruhm erntet der Festgeber. Bei einem Feste zu Ehren eines Verstorbenen in einem Dorfe auf der Nordostküste zählte Parkinson gelegentlich 37 Schweine, 80 bis 200 Pfund wiegend, daneben waren wohl etwa 5000 bis 6000 Pfund Tarofnollen aufgestapelt, gegen 300 Bananenbündel und wohl ebenso viele der runden, käseartig geformten Sagopalate. Das Schlemmen dauert bei solcher Gelegenheit denn auch mehrere Tage, und die Teilnehmer vertilgen ungeheure Quantitäten, die einem europäischen Zuschauer das höchste Erstaunen abnötigen. Portionen von 4 bis 5 Pfund Schweinefleisch, ebensoviel Taro, einige Handvoll Bananen und eine Anzahl Sagofuchen vertilgt ein einzelner ohne merkbare Anstrengung.

Besondere Gebräuche bei Eintritt der Pubertät finden nicht statt. Der Knabe übt sich mit seinen Altersgenossen im Speerwerfen und geht, wenn er größer ist, mit den älteren Leuten auf den Fischfang. Ist er groß genug, dann zieht er mit ihnen in den Kampf. Die Mädchen halten sich an ihre Mutter, gehen mit ihr aufs Feld und werden schon früh im Tanzen unterrichtet. Wenn sie größer sind, knüpfen sie eine Liebschaft an, eine heimliche oder eine öffentliche, bis sie sich dann gelegentlich verehelichen und unter die Haube kommen. Dies ist kein billiger Ausdruck, denn in der Tat legen alle verheirateten Frauen nach der Eheschließung eine aus Pandanusblättern gefertigte Haube, gogo, an, die eine entfernte Ähnlichkeit mit den altperuianischen Grenadierhauben hat. Diese Haube wird im Segenwart der Männer stets aufgesetzt und nur abgelegt, wenn die Frau sich unbeachtet weiß. Knaben und Jünglingen gegenüber ist man nicht sehr sorgfältig, jedoch erfordert die Etiquette, daß man bei dem Herannahen eines älteren, verheirateten Mannes den gogo sofort aufstülpt. Diese Sitte ist aus Neuhannover eingeführt und hat sich über einen großen Teil von Nord-Neumeklenburg verbreitet. Auf den später zu erwähnenden Schnitzwerken finden wir die dargestellten Weibersfiguren häufig mit dem gogo bekleidet, ein Zeichen, daß dies Schnitzwerk zu Ehren einer verstorbenen Ehefrau hergerichtet worden ist.

Mit Ausnahme des gogo ist die Frau nicht allzu reichlich mit Bekleidung geplagt. An einer Schnur, die um den Bauch gelegt ist,

hängt vorn wie hinten ein Büschel aus Faserstoff, der teils in naturfarbenem Zustand, teils rot gefärbt ist. Junge Mädchen zeigen sich, wie die Natur sie erschaffen, und die Männer gehen gleichfalls ausnahmslos in adamitischen Kostüm. In der Neuzeit bedecken sich beide Geschlechter mit bunten Kalifstoffen; die Männer stolzieren in Hufe, Jade und Gut herum und sehen in diesem zivilisierten Aufzug unbeholfen und vielfach auch recht unsauber aus. Die unbelleideten braunen Gestalten der früheren Zeit machten unstreitig einen bedeutend angenehmeren Eindruck auf den fremden Beschauer.

Tanz und Gesang werden auf keiner Insel des Archipels so sehr gepflegt wie bei den Neumedenburgern, wahrscheinlich, weil die tägliche Arbeit ihnen für dies Vergnügen hinreichend freie Zeit übrig läßt. Nirgendwo sonst im Archipel finden wir eine solche Mannigfaltigkeit der Tänze mit so verschiedenen Figuren. Auch hier sind die Tänze mimische Darstellungen, und jede einzelne Bewegung ist genau erwogen und einstudiert, so daß eine Gruppe geübter Tänzer in der Präzision der Bewegungen es getrost mit einem europäischen Ballet aufnehmen kann. Die unserem Gewährsmann zu Gesicht gekommenen Tanzaufführungen lassen sich einteilen in erotische Tänze, Kriegs- und Kampftänze, Tänze, die pantomimische Darstellungen gewisser Ereignisse sind, und Tänze, die dem Totem oder dem Stammesemblem gewidmet sind. Diese Einteilung gilt jedoch nur für die Männertänze; die Weibertänze sind nicht in ein bestimmtes System hineinzubringen.

Die Waffen der Neumedenburger sind von denen der übrigen Archipelbewohner nicht wesentlich verschieden und bestehen in Keulen, Speeren und Schleudern nebst Schleudersteinen. Speer und Schleuder sind bei weitem am gangbarsten. Schmud ist im ganzen bei den Neumedenburgern weniger gebräuchlich als bei den anderen Archipelbewohnern. Die Bemalung des Körpers mit roter, weißer oder schwarzer Farbe ist bei Festlichkeiten üblich. Dagegen fehlt der Feder schmud fast gänzlich, nur im südlichen Neumedenburg ist er hier und da gebräuchlich. Da der Kasuar und der Katadu auf der Insel fehlen, so fällt der wirksame Schmud aus den Federn dieser Vögel ganz aus. Die Euleusarten und andere Papageien sowie einige Möwenarten liefern das ausschließliche Material. Auf die Haarfrisur verwendete man früher eine weit größere Sorgfalt als heutzutage. Der Bart besteht aus einem Schnurrbart und aus kurzen Bartkoteletten, die sich vom Ohr herab bis zu den Schnurrbartspitzen hinziehen; die Härte werden nicht selten mit weißem Kalkbrei betupft. Dennoch sind Härte nicht die Regel, neben bärtigen Männern sieht man ebenso viele bartlose Individuen. Vollbärte sind nicht häufig, man findet sie hier und da bei älteren Männern. Ziernarben sind mehr oder weniger gebräuchlich und werden auf den Armen, Schultern und der Brust angebracht ohne besondere Regel in der Anordnung. Tätowieren ist nur im Distrikt Stara üblich. Halsbänder gab es früher in recht verschiedenen Anordnungen, heute sind auch sie von europäischen Glasperlen fast völlig verdrängt. Ein Schmud, der sich noch immer gehalten hat, ist der Brustschmud, Iaplap genannt. Das Iaplap besteht aus einer runden, weißen Scheibe von 3 bis 20 Zentimeter Durchmesser, die aus dem dicken Teil der Tridacnamuschel mit großer Mühe geschliffen wird und einer dünnen Alabasterplatte nicht unähnlich sieht. Auf diese Scheibe legt man eine dünne Schildpattplatte, die mit äußerster Sorgfalt mit einem Muster in durchbrochener Arbeit versehen ist. Die dunkle Schildpattschale mit ihrem zierlichen Muster hebt sich wirkungsvoll von der darunter liegenden weißen Fläche ab. Armringe waren früher weit häufiger als jetzt, sie sind teilweise durch Nachbildungen aus Steingut, die in Deutschland und England angefertigt werden, ersetzt worden.

Die Durchbohrung des Nasenseptums sowie die Erweiterung des Ohrläppchens ist sowohl in Neuhanover wie in Neumedenburg üblich, namentlich in der Nordhälfte. In das Loch des Nasenseptums steckt man einen 6 bis 8 Zentimeter langen, aus Tridacnamuschel geschliffenen Stab, die Ohrläppchen werden durch eingeschobene Ringe aus aufgerollten Palmblättern erweitert, die leicht federn und das Loch daher langsam vergrößern. Der letztere Schmud ist sowohl bei Männern wie bei Frauen üblich. Der sonst bei den verschiedenen Festlichkeiten gebräuchliche Schmud besteht aus Blumen, aus bunten und wohlriechenden Kräutern, womit Kopf, Hals, Kumpf und Gliedmaßen geschmückt werden; namentlich die brennend roten Hibiskusblüten sind, wie wohl bei allen Melanesiern, ein bevorzugter Schmud, der sich von den dunklen Haaren und der braunen Haut wirkungsvoll abhebt.

Der Häuserbau darf für den größten Teil von Neumedenburg als ein höchst sorgfältiger bezeichnet werden. In Neuhanover ist die Hütte ein längliches Biereck, dessen Längsseite etwa zweimal so groß ist als die Breite. Auf den niedrigen Seitenwänden ruht ein sanft gebogenes Dachgerüst aus dünnen Stöcken, gedeckt mit den Blättern der Sagopalme oder der Kokospalm. Die geraden Giebelenden sind mit Matten verkleidet, die sorgfältig geflochten verschiedene Nuten- und Zickzackmuster aufweisen. Der Eingang ist in der Regel in dem einen Giebelende. Teils um die Seitenwände gegen Angriffe von Speerwerfern zu schützen, teils auch um das nötige Brennmaterial stets zur Hand zu haben, stapelt man unter dem überhängenden Dach gespaltenes und zerkleinertes Holz auf. In dem Inneren der Häuser ist der Herd, auf dem die Nahrungsmittel bereitet werden. Er besteht aus einer kreisrunden, etwa einen Meter im Durchmesser haltenden flachen Grube, in der die Kochsteine liegen, d. h. faustgroße Steinbruchstücke, die zunächst glühend gemacht werden und auf die dann die gar zu machenden Speisen

gelegt werden. Andere heiße Steine kommen auf die Speisen, und das Ganze wird dann mit einer dicken Blatterschicht bedeckt, die erst wieder entfernt wird, wenn die Speisen gar sind. Neuerdings beginnen separate Kochhäuser sich einzubürgern, ein Gebrauch, den heimlehrende Insulaner aus der Fremde mitbrachten.

Weiter im Süden wird der Häuserbau primitiver. Auf der Ostküste sind die Wohnstätten noch recht sorgfältig gebaut, auf der Westküste sind sie dagegen zum Teil große, bienenforbartige Dächer mit einer niedrigen Türöffnung, durch die man nur kriechend hindurchschlüpfen kann. An manchen Orten wird innerhalb der Hütte der Boden etwa ein Meter tief ausgehoben, und der Aufenthalt in diesen halb unterirdischen Höhlen ist alles andere als angenehm. Im ganzen Süd-Neumedenburg sind die Wohnhäuser von Steinwällen umgeben, wahrscheinlich, weil man hier überall eine intensive Schweinezucht treibt und es als notwendig erkannt hat, die Häuser vor den Besuchen der Missetiere zu schützen. Die Eingeborenen sind nämlich, was die Reinlichkeit ihrer Wohnung anlangt, anspruchsvoll, und der Boden ist immer sauber gefegt oder, wo das Material vorhanden ist, mit einer dicken Schicht weichen Seesandes bedeckt.

Gaugerät beschwert den Eingeborenen hier ebensomenig wie im übrigen Archipel. Die geringen Habseligkeiten, Speere und Fischgerät, liegen auf den Querschälern des Daches oder hängen von ihnen herab. Schwären, in Palmkörben verpackt, stehen übereinander in den Ecken oder hängen, wenn sie den Angriffen der Ratten ausgesetzt sein sollten, auf Holzbalen unter dem Dache. Die Schlafstätte ist äußerst einfach und besteht aus einigen Kokosmatten auf der bloßen Erde oder aus einer niedrigen Fritsche, bestehend aus fünf bis sechs nebeneinander gelegten Blattschalen der Sago- oder der Kokospalme, manchmal auch aus armdicken Rundhölzern ohne weitere Bearbeitung. Auf diesen schmalen Bänken, die selten mehr als 30 bis 40 Zentimeter breit sind, schläft der Eingeborene einen festen und ruhigen Schlaf; ein Europäer würde sicherlich bei der geringsten Bewegung hinunterstürzen. Doch der Neumedenburger, wie alle übrigen Archipelbewohner, erhebt sich durchweg, auch im Alter, eines gesunden Schlafes. Es gehört in der Regel ein starker Aufwand an Mitteln dazu, ihn zu erwecken. Es verbietet allerdings daneben erwähnt zu werden, daß der Eingeborene zeitweilig lange Zeit ohne Schlaf auskommen kann. Auf den Pflanzungen kann man beobachten, wie die Leute, nachdem sie am Tage recht anstrengend gearbeitet haben, während der mond hellen Nächte bis spät nach Mitternacht tanzen und singen oder bei geeignetem Wetter auf den Nachtfischfang gehen, um erst gegen Morgen ein paar Stunden zu schlafen. Dies können sie tagelang fortsetzen, ohne daß eine besondere Erschöpfung sich bemerkbar macht.

(Schluß folgt.)

Kleines Feuilleton.

Theater.

Lessing-Theater: Das Tal des Lebens, Schwank von Max Dreher. O, die Zensur! Wenn ein Autor Erfolg haben will, muß er es nur verstehen, irgendwo kleine Widerfäden anzulegen — und der Zensor bleibt daran hängen. Schon vor vier Jahren sah ich dies Stück in seiner ursprünglichen Fassung im Chemnitzer Stadt-Theater. Trotzdem ist das Bettiner Haus nicht umgefallen! Warum wohl die Berliner Zensur der öffentlichen Aufführung dieser Dreher'schen Serenissimus-Anecdote, die ja bereits in Offenbach's lustiger „Herzogin von Gerolstein“ behandelt worden ist, bisher ihr Placet verweigerte, entzog sich unserer Kenntnis. Vielleicht kann es der behörlich kastrierte Schwank offenbaren. Der Zensur gefielen die Tiraden über Freiheit und Menschenrechte nicht. Weg damit. Ganz recht, denn was hat solch Aufputz mit der Bourgeois-moral zu schaffen? Es lebe also die verbotene Pöse! So ein Notzettel trifft mit unfehlbarer Sicherheit das rechte Publikum muß gleich wissen, daß es sich um ein erotisches Abenteuer handele — um eine pikante Affäre — die allenfalls erträglich gemacht wird durch ein bißchen Hofzeremoniell und höfische Kleidertracht aus der leichtlebigen Rokokozeit. Wie tölpelhaft, wie abgeschmackt das Dings ohne diesen historischen Firlefanz aussehen würde, kann man sich unter Zuhilfenahme von ein wenig Phantasie leicht vorstellen. . . . Vielleicht wird aber gerade die peinliche Sorgfalt, die für eine stilvolle Darstellung des Schwanks verschwendet wurde, anhaltende Kassenerfolge garantieren. Man wird sich beeilen, den reizenden Charme der Irene Friesch als Herzogin von Gerolstein rooto Markgräfin zu applaudieren, und es werden sich dabei unzählig viel sehnsüchtige Blicke an der Hünenhaftigkeit des Ammentönigs Hans Stark verfangen, der von Hans Marr urkräftig verkörpert ist. Für Oskar Sauer, den unvermöglichen Markgrafen, für Gustav Riedel, den feisten, fröhlichen Gottesmann, für Paula Eberth als Elisabeth Weibel, sowie endlich für den geistlichen Rat (Paul Marg), die beiden klapprigen Kammerherren (Jullerat und Hellweger) und all' die andern dürfte noch immer genug Aufmerksamkeit übrig bleiben. Kurz, alle Freunde der Pikanterie und Lustlustigen werden auf ihre Rechnung kommen. e. k.

Karl Schönherr's „Erde“. Ein neuer Anzengrüber! Diesen Begeisterten am Sonnabend im Wiener Burgtheater, wo Karl Schönherr's Komödie „Erde“ zum erstenmal gegeben wurde. Das war der falsche Ausdruck einer echten Begeisterung. Schönherr ist kein Anzengrüber, dazu fehlt's ihm gelegentlich an kindlicher Lustigkeit, aber er ist in manchem Betracht tiefgründiger, ernster und kunstvoller. Eigentlich ist's ein gefährlicher Spaß des Schicksals, daß dieser herrliche Dichter der jungen Generation in Wien leben, hier seine entscheidenden Kämpfe führen muß. Aber dieses immer bis zum Ueberdruß als oberflächlich verdächtige Wien hat ehemals Friedrich Heibel zu halten gewußt, es wird, diese Aufführung gibt Zuversicht, auch Karl Schönherr nicht fallen lassen.

„Erde“ wurde unter recht ungünstigen Bedingungen zum erstenmal gegeben. Ein Bauernstück im l. k. Hofburgtheater. Eine düstere, von ganz unwürdevollem Ernst durchdrungene Komödie vor einem Kommissen- und Bankdirektorenpublikum, das Paul Schlenker zehn Jahre lang geflüchtig zum glattesten Unterhaltungsstücke erzogen hat. Man hatte Angst um Karl Schönherr. Nun, der Dichter war selbst stärker als dieses Publikum. Die Komödie „Erde“ ist allerdings (ich wage diese vielleicht nicht einmal gar so gewagte Schätzung) das bedeutendste deutsche Bühnenwerk der letzten Jahre. Wie ist dem sanften Lyriker in Schreiberbau ein Werk von so festem Guß gelungen, nie den theoretischen Heimatsdichtern aus Vortag, geschweige denn den mehr oder weniger witzigen Berliner oder Wiener Theaterliteraten.

Karl Schönherr stammt aus Tirol. Tiroler Landschaft, nicht gemüthlich, sondern erhaben, lebt in diesem Werke. Schönherr's „Erde“ ist nur scheinbar eine naturalistische Bauernkomödie. Wer genauer hinsieht, merkt, daß dieses Werk von innen heraus gebaut wurde.

Der Grüßbauer ist zweiundsiebzig Jahre alt, will nicht sterben und sich nicht zur Ruhe setzen. Die unzerstörbare Urkraft dieses Alten läßt den Sohn, den Sechszwanzigjährigen. Der ist noch immer Knecht bei seinem Vater, ein lediger Knecht, dumpf und stumpf, sein Sprüchel lautet: „Mir geht nix ab. Hab' mein Essen und mein Arbeit und . . . mit den Hemmen ins Bett.“ Nur wenn Weibernähe ihn zur Männlichkeit aufstacheln, wird der Junge lebendig. Einmal wollte er schon mit einer auf und davon. Aber das Stück Erde, das ja doch einst sein werden soll, festhält! Auch jetzt reizt eine neue Wirtschaftlerin den Hanneß auf. Einmal kommt Besuch. Der Eishofbauer, der sein Anwesen hoch oben unterm Jarnar hat, ist mit seinen drei Buben heruntergestiegen. Hanneß vergafft sich in die Jungen. „Vater“, sagt er zum greisen Grüßbauer, „der Eishofbauer ist in mein Alter und hat drei Buben. Laß jetzt mich Bauer werden!“ Aber der aufrechte Alte schickt ihn antwortlos zur Arbeit. Da wiehert draußen ein wildes Roß, das sich dem betrunkenen Schmied beim Wechlagen widersetzt. Schon will der willige Hanneß hinaus, um das Roß zu halten. Da hält ihn Mena, die Wirtschaftlerin, zurück. Soll der Alte selber zugreifen! Das Weibsbild höhnt den Siebziger. Nun stößt er den Sohn zurück, eilt hinaus und wird nach kurzer Frist verlegt, von einem Hufschlag auf die Brust getroffen, hereingebracht. Die Wirtschaftlerin will ihn ins Bett bringen, doch der Verdumdete sagt trotzig und beziehungsreich: „Bin no nit schlätzig“.

Im zweiten Akt geht's mit dem Grüßhofbauern bergab. Jede Woche wiegt er weniger. Die Mena strahlt. In einer Szene von germanisch-großartigem Humor läßt sich der Grüßhofbauer Raß nehmen zu seinem Sarge und sucht sich, damit er nicht etwa neben einem Spitzbuben liegen muß, beim Totengräber die richtige Grabstelle aus. Jetzt darf auch Hanneß hoffen, daß bald ein kleiner Knirps auf seinen Knien sitzt. Die Mena wird schon breiter.

Der Frühling ist da. Ein unalter Birnbaum hat wider Erwarten wieder ausgeschlagen. „Das ist halt a Erden!“ Der 72jährige steht plötzlich auf. Die erkrankte Mena soll ihn wieder abwägen. Lachend stehen die Knechte umher. Ihr Gelächter wird noch dröhnender, denn der Grüßbauer hat Fleiß angefaßt, er wiegt viele Kilo mehr als vor Wochen. Der Greis, der sich schon über sein Grab gebeugt, richtet sich wieder kerzengerade auf. Es liegt Bosheit und Siegerlust in seinem Schrei: „Die Erden trägt mi wieder“. Vergeltens hat der verträumte Hanneß oben in der Dachkammer heimlich eine Wiege geschmiedet. Sie wird leer bleiben. Die Mena will auf und davon. Sie will nicht länger dienen und wieder dienen. Ein Stüdel Boden soll ihr Eigen sein! Der Eishofbauer, dessen Verbung sie im ersten Akt auf den ersten Frühlingstag vertröstet hat, ist wieder da und fragt: „Nimmst er sie denn noch, sie, die gute Hoffnung ist? Das Eishofbäuerlein stutzt, schweigt, dann sagt er plötzlich: „Womm! — Was wachst, ist Gottesgab! Hoch droben liegt der Eishof. Nur mit Steigeisen klettert man hinunter, um jeden Zoll breit Boden muß man rausen“. Aber die Mena geht mit: „A eigener Fleck Erden ist's doch!“ Mit seiner leeren Wiege bleibt der Hanneß zurück und verfunkt feufzend wieder in seine stumpfe Knechtszufriedenheit: „I hab mei Arbeit . . . und mei Essen . . . und mit die Hemmen ins Bett.“ Der Grüßbauer aber macht's sich wieder warm. Weil Brennholz für den Ofen fehlt, säpelt er aus der Kammer seinen Sarg her und gleichmütig und lässig zerhackt er ihn. . . .

Die Komödie ist von prächtvoller Gediegenheit. Eine Kerngestalt wie den alten Grüßbauern (den Kainz mit genialer Ueberlegenheit formte) hat kein schwächerer Großstadtmöblierer je zu bilden gewußt. Dieser Greis, so grandios er in seiner Urkraft ist, er ist eine Geißel der Kommenden. Er verdammt zur Unfruchtbarkeit! Wehe, wenn die Greise über die Erde gebieten! Und tief klagt durch das Werk dieses insinnlich sozial fühlenden Dichters die Sehnsucht des Arbeitenden nach seinem eigenen Grund. Dieses Drama ist ein Triumphlied der ewig wieder blühenden Erde und es ist ein Truglied über die für Ewigkeiten verteilte Erde. Für Ewigkeiten? Auch der greise Grüß wird sterben! Arme Erde, wenn dann nur ein stumpfes Knechtsgeschlecht übrig geblieben wäre!

Stefan Großmann.

Musik.

Das Volkslied wird in unseren Konzerten neuerdings mit einigem Eifer gepflegt; und Kunstlieder aus ferneren Zeiten kommen hinzu. Zwei Konzerte der letzten Tage führten uns in einige Tiefen und Breiten dieser Gebiete. Das eine brachte Duette von Frauenstimmen mit Volks- und Kinderliedern, das andere hauptsächlich Kunstlieder des 16. Jahrhunderts. Dort sangen die Sopranistin Magda Lumniger und die Altistin Marie Fuchs, hier eine neunköpfige Kapelle und neben ihr die Mezzosopranistin Anna Stephan. Dort hörten wir zumest deutsche, slowische, französische, italienische Volkslieder, hier vornehmlich „Madrigale“. Es ist dies das weltliche kunstvolle Lied des späten Mittelalters und der beginnenden Neuzeit, mehrstimmig, meist von Liebe in Ernst und Scherz singend, manchmal mit äppigstem Humor. Die reiche Verschlingung der Stimmen und die charakteristisch freie Rhythmik tun dem Hörer umso wohl, je milder ihn die Einformigkeiten der späteren Volks- und Kunstlyrik gemacht haben. Welcher Gegensatz gegen die „Niederstapel“ und gegen das Veierlied der neueren Zeit mit dem tanztartigen Trabtrab! „Vollstämmlich“ scheint uns heute zu sein, was doch nur künstlich ist.

Und was man banal nennt, was die Strafe vom Operetten-theater herübernimmt, das findet sich nicht am wenigsten in deutschen Volksliedern und gerade neben dem besten Teil unserer lyrischen Musik: der innig-heimlichen Gemüthswärme. Grazios der Franzose, dramatisch der Italiener, elementar der Slawe — so singen die Nationen uns vor, doch schließlich alle näher verwandt in dem Gesamtgeiste der jetzigen europäischen Musik, als man erwarten möchte.

Mit viel Mühe hat eine „neudeutsche“ Richtung seit der Mitte des 19. Jahrhunderts dem Liederte zu geben versucht, was ihm gebührt. Robert Franz war wohl der erste entschiedene und doch nirgends extreme Schöpfer derartiger Lieder, bis heute darin kaum übertroffen. Er bedarf eines Sangeskünstlers, der „zu singen und zu sagen“ versteht, der insbesondere die verchiedenen Klangfarben so beherrscht, daß sie dem verchiedenen Gesichtscharakter der poetischen Worte dienen. In einer solchen Sängerin hat sich Anna Stephan in der langen Zeit, da wir sie auf dem Konzertboden kennen, entwicelt.

Was in London eine „Madrigal-Gesellschaft“ seit 1741 leistet, das bietet uns seit einigen Jahren eine Berliner, jetzt von Artur Barth geleitete „Madrigal-Vereinigung“. Ihre vier Sänger und fünf Sängerinnen tragen ohne Begleitung die anspruchsvollen alten Gesänge so fein abgestimmt vor, daß ihr wenigstens ein großer Teil des Erfolges zu gönnen sein würde, den manche äußerliche Geschicklichkeit weit leichter erntet. Diesmal galt es einer berufsgenossenschaftlichen Bestrebung des „Berliner Tonkünstlervereins“; und am 22. März will uns derselbe Verein unter anderem mit altdeutschen Volks- und späteren Kunstliedern erfreuen — hoffentlich vor mehr als einigen intimen Musikfreunden.

Das Madrigalkonzert fand im Vesthinsaaale statt, das Duettenkonzert in einem erst jüngst eröffneten Saale, dem Chorationsaal. Er ist wiederum eine von den neuen Konzertstätten, die der traulicheren Kunstpflege durch kleinen Raumhaushalt, durch vornehmlich ruhige Innenkunst und durch zweckmäßige Ausstattung entgegenkommen wollen. Wären seine Schmuckformen alle so natürlich, wie es die Konstruktion der hübschen Säge ist — wir würden mit ihm noch inniger befreundet werden.

sz.

Physiologisches.

Eine neuentdeckte Besonderheit der Frauenmilch. Untersuchungen auf dem Gebiete der Verdauung haben Professor Kreidel und Dr. Neumann in Wien dazu veranlaßt, verschiedene Milcharten der ultramikroskopischen Prüfung zu unterwerfen. Sie untersuchten die Milch der Kuh, des Kaninchens, der Sage, des Hundes, des Meeresschweinchens und der Frau und haben bei der Frauenmilch ein auffallend verschiedenes Bild erhalten. Es fehlt darin ein Formbestandteil, der bei allen anderen Milcharten im Dimefelfelde wahrgenommen wurde. Man sieht im ultramikroskopischen Bilde tierischer Milch das Plasma von einer großen Menge in lebhaftester molekularer Bewegung befindlicher Körperchen erfüllt, für die von der Endkern in einer vorläufigen Mitteilung der Wiener Merikalen Wochenchrift der Name „Laktolonien“ vorgeschlagen wurde. Ueber ihre Natur sollen weitere Versuche Klarheit schaffen. Erst dann würde es wohl möglich sein, ihr Fehlen in der Frauenmilch biologisch zu deuten.